

ten Gefäßkeramik im Großen und Ganzen dem, was im fränkischen Stammesgebiet nicht zuletzt auf der Grundlage der spätromischen Tradition gebräuchlich war, es findet sich daneben aber auch ein nicht unbeträchtlicher Anteil an freihandgeformter Keramik, die nicht nur in Anbetracht dieser Technik, sondern auch nach Form und Verzierung Verbindungen zu den außerhalb des ehemaligen römischen Gebietes gebräuchlichen Tonwaren aufweist, näherhin zum thüringischen Stammesgebiet im heutigen Mitteldeutschland, aber auch zum nordsee germanischen und sogar zum angelsächsischen Siedlungsraum. Dieser Befund ist nicht neu, er ist bereits vor allem an rheinhessischem Fundmaterial verdeutlicht worden, wird hier aber noch einmal – genau gesagt: zweimal – durch eine kompetente Auswertung unter Beweis gestellt. Allem Anschein nach haben Zuwanderer aus rechtsrheinischen und mitunter sogar weit entfernten Gebieten zu den bei Dirmstein und Eppstein ansässig gewordenen Bevölkerungsgruppen gehört.

In derselben Fundlandschaft sind zur gleichen Zeit und unter gleichen Bedingungen zwei sehr ähnlich strukturierte Reihengräberfelder des frühen Mittelalters umfänglich ergraben worden. Die beiden ihnen gewidmeten wissenschaftlichen Bearbeitungen wurden praktisch gleichzeitig vorgelegt, und jede dieser Studien entspricht den derzeitigen Anforderungen in jeder vernünftigen Hinsicht. Die Dokumentation von Fundgut und Grabungsbefunden in Bild und Text ist umfassend und dementsprechend umfangreich. Die wissenschaftliche Auswertung berücksichtigt alle derzeit vorstellbaren Gesichtspunkte und basiert auf gründlichen Literaturkenntnissen. Da bleibt wenig Raum für individuelle Akzente, wie sie den Connaisseur wissenschaftlicher Literatur erfreuen könnten. Umso größer aber ist der sachdienliche Ertrag für die Archäologie des frühen Mittelalters.

D-55126 Mainz
Ludwig-Schwamb-Str. 45
E-Mail: ament@uni-mainz.de

Hermann Ament

HUBERT FEHR / IRMTRAUT HEITMEIER (Hrsg.), Die Anfänge Bayerns. Von Raetien und Noricum zur frühmittelalterlichen Baiuvaria. Bayerische Landesgeschichte und europäische Regionalgeschichte 1. EOS-Verlag, St. Ottilien 2012. € 49,-. ISBN 978-3-8306-7548-8. 663 Seiten mit zahlreichen Farb- und s/w-Abbildungen.

Nach der im Jahr 1988 in Rosenheim und Mattsee gezeigten bayerisch-salzburgischen Landesausstellung „Die Bajuwaren. Von Severin bis Tassilo 488–788“ und den zugehörigen Publikationen schienen Ethnogenese und Frühzeit der Baiern umfassend erforscht und dargestellt. Aus dem böhmischen Kessel zugewanderte Personengruppen hätten sich demnach im ausgehenden 4. und 5. Jahrhundert zunächst auf dem nördlichen Donauufer niedergelassen, seien dann von der römischen Reichsadministration als Foederaten verpflichtet und in und um das Legionslager Regensburg aufgenommen worden, um die Grenzen des Imperiums zu schützen. Archäologisch seien diese „Männer aus Böhmen“, wie der Name der Baiern etymologisch abgeleitet wurde, an der von ihnen mitgebrachten Keramik vom Typ Friedenstain-Prešovice zu erkennen. In der Mitte des 6. Jahrhunderts hätten die Nachfahren dieser aus Böhmen stammenden Zuwanderer im raetischen Dukaten der ostgotischen Könige eine bedeutende Rolle gespielt, und spätestens unter den von den merowingischen Königen der Franken nach Regensburg geschickten Agilulfringern seien diese den Baiern-Namen tragenden Bewohner des Donautales dann so organisiert worden, dass sie mit den Romanen des Alpenvorlandes und weiteren germanischen Gruppen zur bajuwarischen Gens zusammengewachsen seien.

25 Jahre nach der Ausstellung sind nach Meinung von Hubert Fehr und Irmtraut Heitmeier Zweifel an dieser Erzählung vom Werden der Baiern angebracht, weil methodische Diskussionen in

den an der Erforschung der bairischen Frühzeit beteiligten Fächern die Grundlagen der bisherigen Ergebnisse erschüttert hätten und eine „übergroße Skepsis“ (S. 14) gegenüber den jeweiligen Nachbardisziplinen eingetreten sei. Zur Überwindung von Vorbehalten, zur besseren Kenntnis von Methoden und Potential und zur Erschaffung eines neuen Forschungsstandes veranstalteten sie im März des Jahres 2010 in Benediktbeuern ein interdisziplinäres Gespräch, dessen Ergebnisse die Herausgeber mit dem bereits zwei Jahre später erschienenen voluminösen Band vorlegen und im Vorwort auch schon zusammenfassen (Hubert Fehr/ Irmtraut Heitmeier, Ein Vierteljahrhundert später ..., S. 13–20).

Im später bairischen Gebiet gingen im frühen Mittelalter zwei römische Provinzen auf, die von unterschiedlicher geschichtlicher Entwicklung geprägt waren. Das frühere Königreich Noricum war aufgrund seiner Eisenvorkommen bis ins 2. Jahrhundert besser entwickelt, litt in der Völkerwanderungszeit zumindest an den Ufern der Donau stärker als das westlich benachbarte Raetien, in dem eine hohe Kontinuität christlicher romanischer Bevölkerung angenommen werden kann (Michaela Konrad, Ungleiche Nachbarn. Die Provinzen Raetien und Noricum in der römischen Kaiserzeit, S. 20–71). Auf dieser Grundlage spielte sich die Ethnogenese der Baiern ab. Roland Steinacher fasst die Geschichte und den aktuellen Stand der Forschung zum Werden der frühen Völker zusammen, die weniger wanderten als bisher angenommen wurde und sich viel mehr unter Verwendung prestigeträchtiger Namen häufig neu erfanden (Zur Identitätsbildung frühmittelalterlicher Gemeinschaften. Überblick über den historischen Forschungsstand, S. 73–123). Ihre Geschichte und Kultur findet sich in der Historiographie lediglich durch die „römische Brille“ gesehen (Walter Pohl) wiedergegeben; „die literarische Qualität dieser Bilder war so groß, dass sie bis in die jüngste Vergangenheit von der Forschung relativ ernst genommen wurden“ (S. 89). Steinacher zeigt, wie sehr die Interpretation antiker Geschichtsschreiber in der Neuzeit von zeitgenössischen Intentionen beeinflusst vorgenommen wurde. Erst mit der von Herwig Wolfram begründeten Wiener Schule der Frühmittelalterforschung wurde „barbarische Geschichte in die römische zurückgeordnet“ (S. 99). Neben der Beachtung regionaler Unterschiede sind nach Steinacher zum Verständnis der Ethnogenesen die Grenzgebiete von Bedeutung, in denen „neue Konzepte von Identität erprobt und durchgespielt werden“ konnten (S. 103). „Gentile Identität“, darauf weist Steinacher aber auch hin, „war jedenfalls nur ein Faktor im Ordnungssystem spätantiker und frühmittelalterlicher Gesellschaften“ (S. 104).

Dem raetischen Grenzgebiet gegenüber dem nördlichen Barbaricum wurde bei der Erklärung der bairischen Ethnogenese große Bedeutung zugemessen, fand sich doch dort jene Keramik, deren Herkunft aus Böhmen seit den Forschungen Rainer Christleins und Thomas Fischers gesichert schien und als Indikator für die Einwanderung von germanischen Gruppen aus dem Gebiet nördlich von Böhmerwald und Bayerischem Wald angesehen wurde. Jochen Haberstroh (Der Fall Friedenhain-Prešovice – ein Beitrag zur Ethnogenese der Baiovaren?, S. 125–147) weist dagegen darauf hin, dass diese typologisch konstruierte Warengruppe eingeordnet werden müsse in ein viel größeres Verbreitungsgebiet von „freihändig aufgebauter und plastisch dekorierte Feinkeramik“, ... „die in ganz Süddeutschland östlich des Rheins vorkommt“, in südbayerischen Gräberfeldern aber ausbleibe (S. 126 f.). Zwischen dem Ende der Nutzung dieser Keramik und der ersten Erwähnung der Baiern bestehe ein zu großer zeitlicher Zwischenraum, „die Stammesbildung [sei] deshalb nicht im archäologischen Befund ablesbar“ (S. 141).

Auch der Name der Baiern ist nicht so eindeutig herzuleiten, wie dies bisher geschehen ist. Ludwig Rübekeil (Der Name Baiovarii und seine typologische Nachbarschaft, S. 149–162) zeigt aufgrund des Zweitgliedes des Determinativkompositums die militärische Semantik des Namens, der Parallelen zu den aus der Notitia Dignitatum bekannten Raetobarii oder den noch früher überlieferten Chattuarii aufweist. Die wohl zunächst als militärische Einheit zu verstehenden Baiovarii verwendeten den Namen selbst, aber dessen lange Tradierung kann nur der „dynastischen Stabilität der

Agilolfingerherrschaft zuzuschreiben sein“ (S. 159). „Am Ende könnte sich die Genese des Baiernnamens als einer der Fälle erweisen, wo die Entscheidung zwischen Fremd- und Selbstbenennung keinen Sinn ergibt, weil die Grenzen zwischen Innen und Außen zum Zeitpunkt der Namengebung fließend waren“ (S. 160). Bei der Bildung des Namens hat die Erinnerung an Boier jedenfalls eine große Rolle gespielt (S. 158), die aber nicht zwingend mit Böhmen in Verbindung gebracht worden sein muss, sondern auch anderswo verortet gewesen sein kann.

Die im Rahmen der Debatten um die frühmittelalterlichen Ethnogenesen in ihrer Aussagekraft umstrittenen *origines gentium* fallen für die Bestimmung einer Herkunft der Baiern wohl nahezu gänzlich aus (Alheydis Plassmann, Zur Origo-Problematik unter besonderer Berücksichtigung der Baiern, S. 163–182). Die bei der Untersuchung solcher Herkunftsmymthen immer notwendigen Kontextuntersuchungen lassen schnell die Zusammenhänge erkennen, in denen im hohen Mittelalter etwa die Idee entstehen konnte, die Baiern seien armenischer Abstammung. Dennoch sollte die frühe Entstehung einiger Erzählungselemente nicht gänzlich ausgeschlossen werden, wie etwa jene in der *Passio Sancti Quirini* des Heinrich von Tegernsee aus der Mitte des 12. Jahrhunderts überlieferte Geschichte von der Herkunft der Noriker und ihres Herzogs Theodo (S. 167 f.), die später im Band von Irmtraut Heitmeyer wieder aufgegriffen wird (siehe unten).

Ob der bisher als erster Agilolfinger in Baiern angesehene Garibald wirklich bereits ein Angehöriger dieser die Geschichte der Gens prägenden Familie war, ist nach Britta Kägler („Sage mir, wie du heißt ...“: Spätantik-frühmittelalterliche Eliten in den Schriftquellen am Beispiel der frühen Agilolfinger, S. 183–196) mindestens zweifelhaft. Er darf „lediglich als eine Art politischer Vorfahre betrachtet werden. Eine lückenlose Stammtafel der Agilolfinger bis ins 6. Jh. hinein zu ziehen, muss hingegen als zu gewagt und spekulativ gelten“ (S. 192 f.).

Somit würde offen bleiben, ob es die Familie der Agilolfinger oder die organisatorische Kraft eines Dukats an sich waren, die aus den Romanen des Alpenvorlandes und zugezogenen Auswärtigen die Baiern formten. Mit den Quellen für die Existenz der vermuteten umfangreichen Romanitas beschäftigt sich Christa Jochum-Godglück (Walchensiedlungsamen und ihre historische Aussagekraft, S. 197–217). Sie warnt davor, jeden aus einem romanischen Personennamen gebildeten Ortsnamen als Indiz für lateinischsprachige Kontinuität anzusehen, weil der Name eines Ortes nicht zwingend etwas über seine Bewohner aussagen muss. Kleinräumige Untersuchungen sollen in Zukunft zeigen, ob solche Namen nicht auch auf einen Siedlungsaus- und -umbau in fränkisch-karolingischer Zeit zurückgehen können (S. 210). Auch Andreas Schorr (Frühmittelalterliche Namen an Iller, Donau und Lech. Ihr Aussagewert für eine transdisziplinäre Kontinuitäts- und „Ethnogenese“-Diskussion, S. 219–243) weist anhand einer Untersuchung von Gewässer- und Siedlungsamen auf „stärkere und schwächere Kontinuität“ (S. 230) hin, allerdings hält er eine „vollständige sprachliche Germanisierung bereits im Frühmittelalter“ für gegeben.

Von wem beeinflusst man sich den Transformationsprozess auch in romanisch geprägten Siedlungslandschaften vorstellen sollte, zeigt eine kleine, erst im Jahr 2004 ausgegrabene Nekropole im Hachinger Tal (Brigitte Haas-Gebhard, Unterhaching – Eine Grabgruppe der Zeit um 500 n. Chr., S. 245–271). Dort wurden zwischen der Zeit um 480 und 520/30 insgesamt 10 Personen beigesetzt, die durch ihre luxuriöse Kleidung und den reichen mitgegebenen Schmuck besondere Beziehungen ins ostgotische Italien und in den östlichen Mittelmeerraum zu erkennen gaben. Besonders bemerkenswert sind die vielleicht aus ursprünglichen Sattelbeschlügen umgearbeiteten cloisonnierten Scheibenfibeln aus Grab 4 (mit falscher Bildunterschrift als Grab 5 in Abb. 6), die durch ihr Material, die handwerkliche Qualität der Herstellung und die zugrunde liegende christliche Symbolik beeindruckend (S. 259 f.). Acht der Bestatteten wuchsen gemäß der vorgenommenen Strontium-Untersuchungen nicht im Hachinger Tal auf, so dass es möglich erscheint, die kleine Grabgruppe als

Bestattungsplatz von Personen anzusehen, die im Auftrag Theoderichs des Großen den nordalpinen Bereich des italischen Ostgotenreiches organisierten.

Eine solche Interpretation eröffnet die Frage danach, was die Archäologie weiterhin zur Beschreibung des politischen Wandels im nordostalpinen Gebiet in Spätantike und Frühmittelalter beitragen kann. Arno Rettner (Zur Aussagekraft archäologischer Quellen am Übergang von der Antike zum Frühmittelalter in Raetien, S. 273–309) ruft dazu auf, nicht gänzlich auf eine ethnische Interpretation insbesondere der Gräberfelder zu verzichten. Er verweist auch auf das sprachliche Zeugnis zahlreicher Runeninschriften in deren Beigabengut und zeigt dann, dass solcherart barbarischer Einfluss an Orten der Kontinuität wie Epfach oder der Provinzhauptstadt Augsburg so gut wie völlig fehlt. Rettner fragt, ob die Steinplattengräber des 7. Jahrhunderts mit gallisch-burgundischen Bezügen von St. Ulrich und Afra Bestattungen von Leuten des Herzogs Garibald enthalten haben und damit Hinweise geben könnten auf eine frühe Residenzfunktion Augsburgs mit dort besser als in Regensburg erhaltenen römisch-christlichen Strukturen (S. 291–293).

Hubert Fehr (Friedhöfe der frühen Merowingerzeit in Baiern – Belege für die Einwanderung der Baiouaren und anderer germanischer Gruppen?, S. 311–336) kommt nach vergleichendem Blick auf Bestattungs- ebenso wie Beigabensitte jedoch zu dem Schluss, dass weder bestimmte Modemerkmale wie die Vierfibeltracht, noch das Aufkommen der Reihengräbersitte überhaupt, ja nicht einmal die Nutzung von runischer Schrift auf eine Einwanderung bestimmter Gruppen hinweisen müssen und stellt fest, es leuchte „nicht ganz ein, weshalb immer wieder versucht wird, aus dem Namen der Baiouaren deren ganze Frühgeschichte herauszulesen“ (S. 332). Kern der neuen Identität sei der von den Merowingern eingerichtete Dukat gewesen; für dessen Bewohner oder die Gefolgsleute der Herzöge setzte sich der neue Name durch.

Auch auf der Suche nach der möglichen Herkunftsregion der bisher immer wieder als maßgeblich für die bairische Ethnogenese eingeschätzten „Männer aus Böhmen“ bietet die Auswertung archäologischer Funde keine sicheren Anhaltspunkte. Weder waren Ufernoricum und sein norddanubisches Vorland nach der in der Vita Severini überlieferten Evakuierung der provinziäl-römischen Bevölkerung durch Odoaker wirklich siedlungsleer (Barbara Hausmair, Kontinuitätsvakuum oder Forschungslücke? Der Übergang von der Spätantike zur Baiernzeit in Ufernoricum, S. 337–358), noch finden sich Hinweise auf die Abwanderung einer kompakten Gruppe aus Böhmen an die Donau, wenn auch die Kontakte aus dem elbgermanischen Gebiet ins spätere Süddeutschland seit dem 4. Jahrhundert vielfältig waren. Bewohner des böhmischen Kessels werden aber nach Meinung Jaroslav Jiříks (Böhmen in der Spätantike und der Völkerwanderungszeit unter besonderer Berücksichtigung der Beziehungen zu Baiern und Thüringen, S. 359–402) sowohl am Werden der Langobarden wie der Baiern beteiligt gewesen sein (S. 390). Anthropologische Untersuchungen an Skeletten aus dem Gräberfeld von Enkering im Altmühltal tragen viel zu Alltagsleben und Demographie der dortigen Bevölkerung bei, nicht aber wirklich sicheres über ihre Herkunft (Eva Kropf, Möglichkeiten und Grenzen der Anthropologie, dargestellt am Beispiel des frühmittelalterlichen Gräberfeldes von Enkering [Lkr. Eichstätt], S. 403–412).

Wirtschaftsgeschichtlich gesehen wird die große Bedeutung des nördlichen Alpenvorlandes als Transitgebiet bei der Überquerung des Gebirges bei gleichzeitiger Verbindung zum Schwarzmeergebiet über die Donau deutlich (Josef Löffl, Wirtschaftshistorische Grundgedanken zum bairischen Raum in der Spätantike, S. 413–424). Diese Lage macht auch verständlich, warum die nachantiken Herrscher Italiens ebenso wie die Könige der Franken das Gebiet neu zu organisieren versuchten. Stefan Esders (Spätantike und frühmittelalterliche Dukate. Überlegungen zum Problem historischer Kontinuität und Diskontinuität, S. 425–462) zeigt durch den Vergleich oströmischer Dukate in Nordafrika mit dem zunächst byzantinischen, seit 788 fränkischen Dukat Istrien, wie viel innere Kontinuität diese militärisch-administrativen Konstrukte in ihren Substrukturen aufwiesen und stellt

auch den bairischen Dukat in solche spätrömischen Zusammenhänge. Auch Esders erwägt eine frühe Hauptstadt Augsburg, die erst im Zuge eines nachfolgenden Wechsels der Ausrichtung von Süden nach Osten von Regensburg abgelöst worden sein könne. „Gerade der bairische Dukat mit seiner offenkundig wenig ausgeprägten Vordeterminierung zwingt dazu, Ethnisierung als Ergebnis vorgängiger politischer Entwicklungen zu begreifen“, die nicht notwendig „in Baiern selbst eingeleitet oder getroffen worden“ sein müssen (S. 448).

Irmtraut Heitmeier (Die spätantiken Wurzeln der bairischen Noricum-Tradition, S. 463–550) bringt die im frühen Mittelalter geläufige Gleichsetzung Baierns und Noricums mit der in eben dieser Zeit feststellbaren strukturellen Differenz zwischen den westlich-raetischen und den östlich des Inns liegenden norischen Teilen des bairischen Herzogtums in Verbindung. Im Westen gab es mehr Besitz von Kirche und nicht-agilulfingischen Familien (*genealogiae*), während im Osten herzoglicher Besitz überwog. Heitmeier erklärt dies damit, dass die Merowinger lediglich den seit der Spätantike bestehenden raetischen Dukat von den Ostgoten übernommen hätten, während sich in Noricum eine in den Quellen allerdings nicht oder nur schwer erkennbare, von Byzanz zur Verteidigung der illyrischen Westgrenze eingerichtete Foederatenherrschaft befunden hätte, in der sich schließlich der Name einer aus Böhmen kommenden Zuwanderergruppe durchgesetzt habe. Der gelegentlich verwendete Königstitel und die erbliche Herzogswürde der Agilolfinger könnten nach Heitmeier Relikte einer norisch-bairischen Eigenständigkeit im Bündnis mit Byzanz gewesen sein. Die Vereinigung des fränkisch-raetischen mit dem angenommenen norisch-byzantinischen Dukat könnte unter Garibald, vielleicht aber sogar erst unter Theodo am Ende des schlecht überlieferten 7. Jahrhunderts vorgenommen worden sein. Der „Noricum-Name“ sei schließlich nach dem Ende Tassilos III. „zur Chiffre für die alte Eigenständigkeit“ geworden (S. 521); im antiken Noricum seien die „Strukturelemente einer älteren bairischen Staatlichkeit“ begründet gewesen (S. 523 nach Zöllner), an die in der Zeit Ludwigs des Deutschen angeknüpft werden konnte.

Vergleichend beschäftigt sich Philippe Depreux mit den Verhältnissen im südwestlichen Gallien (Auf der Suche nach dem *princeps* in Aquitanien [7.–8. Jahrhundert], S. 551–566), bezweifelt aber nach der Analyse der einschlägigen Quellen die Theorie Karl Ferdinand Werners von den peripheren Prinzipaten des Merowingerreiches, die seit dem 7. Jahrhundert bestanden hätten. Tatsächlich gestatteten die Karolinger den *princeps*-Titel wohl erst zu, nachdem sie Aquitanien zu einem Unterkönigtum erhoben hatten (S. 562).

Auch in Bezug auf die religiösen Verhältnisse ging die ältere Forschung davon aus, dass die Einwanderer aus Böhmen in einem länger anhaltenden Prozess hätten christianisiert werden müssen. Ebenso gering wie die archäologischen Hinweise auf Immigration fallen aber solche auf pagane Kulte und Riten im frühmittelalterlichen Baiern aus (Christian Later, Zur archäologischen Nachweisbarkeit des Christentums im frühmittelalterlichen Baiern. Methodische und quellenkritische Anmerkungen, S. 567–611). Wenn auch die Interpretation einiger Befunde, wie etwa die Rekonstruktionen früher Kirchen (Aschheim) oder des Klosters Herrenchiemsee, inzwischen kritisch betrachtet werden, so wird doch immer deutlicher, dass ein Glaubenswechsel nie stattgefunden hat (S. 600). Gegen die Meistererzählung von der Christianisierung der Baiern wendet sich auch Roman Deutingner (Wie die Baiern Christen wurden, S. 613–632). Er stellt die Frage, ob die Baiern unter ihren christlichen Fürsten überhaupt noch paganen Riten hätten nachgehen können. Die Ethnogenese der Baiern spielte sich viel mehr in einem rundum christlichen Milieu ab. Dennoch habe es ohne Zweifel irreguläre Praktiken gegeben, wie sie archäologisch und in den Beschwerden des Bonifatius manifest wurden (S. 619 f.).

Zu solchen Praktiken gehörten sicher auch die Brandbestattungen, die eine wohl slawische Gruppe im ausgehenden 6. Jahrhundert in Großprüfening vornahm, vor den Toren Regensburgs. Im Rahmen eines „Runden Tisches“ in dieser Publikation (Runder Tisch: Regensburg im frühen Mittel-

alter. Aktuelle Perspektiven aus archäologischer, namenkundlicher und historischer Sicht, S. 633–662) weist Silvia Codreanu-Windauer auf dieses Gräberfeld ebenso hin (S. 637) wie auf die Nekropole von Burgweinting, die sie mit der Residenz Regensburg in Verbindung bringt. Arno Rettner bezweifelt dagegen eine frühe Herzogsgrablege und geht davon aus, dass erst Herzog Theodo das frühere Legionslager zur *metropolis* gemacht habe (S. 647f.). Wolfgang Janka weist auf die Bewahrung nach Wolfgang Haubrichs als „hocharchaisch“ anzusehender Namen durch die von außen abgeschlossene Regensburger Romanitas hin (S. 653), und Alois Schmid geht aufgrund der Fiskalsukzession im Gebiet um Regensburg von der römischen zur bairischen Zeit weiterhin davon aus, dass der Ort am Donauknick von Anfang an als Residenz der Herzöge genutzt worden sei, wenn das bairische Herzogtum selbstverständlich auch über mehrere weitere Vororte verfügt habe. Für die Zukunft wünscht sich Schmid historisch-geographische Untersuchungen mit dem Ziel, die Siedlungsstruktur im Übergang von der Antike zum Mittelalter besser nachvollziehen zu können (S. 659).

Der von einem Autorenverzeichnis abgeschlossene (S. 663), in seiner Neuauflage von 2014 nun auch über Orts- und Personenregister zu erschließende Sammelband bietet in seiner Vielfalt einen beeindruckenden Überblick zum gewandelten Forschungsstand in Bezug auf die Frühzeit Baierns. Er macht deutlich, dass viele Fragen wie diejenige nach der vermeintlichen Einwanderung der „Männer aus Böhmen“, nach der Ethnogenese der Baiern in den späteren Siedlungsgebieten, den frühen Herzögen und ihrem Residenzort (Augsburg oder Regensburg) und der Bedeutung der Romanen noch längst nicht abschließend beantwortet wurden und deshalb weiterhin diskutiert werden müssen. Trotz aller methodischen Vorbehalte gegen interdisziplinäres Forschen wird der Vergleich von und die nachfolgende Synthese aus schriftlicher Überlieferung und archäologischen Funden und Befunden weiterhin die Zukunft bedeuten, während sich die Argumentationen aus dem Schweigen der Quellen, wie etwa im Falle der vermuteten frühen Bedeutung des norischen Gebietes östlich des Inns, als spekulativ erweisen werden. Die Herausgeber haben mit der in ihrer Reihung nicht immer konsequenten Aufsatzsammlung die Diskussion um die Anfänge Bayerns belebt, können sie aber nicht wirklich ins „Zwielicht“ (H. WOLFRAM, Die Anfänge Bayerns im Zwielicht. In: Mitt. Inst. Österr. Geschichtsforsch. 122, 2014, 82–90) bringen.

D-04109 Leipzig
Specks Hof (Eingang A)
Reichsstraße 4–6
E-Mail: hardt@uni-leipzig.de

Matthias Hardt
GWZO
Geisteswissenschaftliches Zentrum Geschichte und
Kultur Ostmitteleuropas e. V.
Universität Leipzig

KARL-HEINZ WILLROTH / JENS SCHNEEWEIß (Hrsg.), Slawen an der Elbe. Mit Beiträgen von Karl-Heinz Willroth, Sébastien Rossignol, Jens Schneeweiß, Sophie Linnemann, Thomas Saile, Heike Kennecke, Thomas Schatz, Peggy Morgenstern, Martin Posselt und Hans-Jürgen Beug. Göttinger Forschungen zur Ur- und Frühgeschichte Band 1. Wachholtz Verlag, Neumünster 2011. € 49,80. ISBN 978-3-529-01561-X. 256 Seiten und 170 Abbildungen, 13 Tafeln, eine Beilage und eine CD-ROM.

Das Buch mit dem etwas zu allgemein gehaltenen Titel gilt dem frühen Mittelalter an dem 40 Kilometer langen Elbabschnitt zwischen den heutigen Städten Lenzen in Brandenburg und Hitzacker in Niedersachsen. Seit der Zeit Karls des Großen bildete der Strom die Nordostgrenze des fränkisch-deutschen Reiches, das hier auf slawisch besiedeltes Gebiet übergriff. Die Westgrenze slawischer und die Ostgrenze sächsischer Besiedlung überlappen sich im Raum zwischen Lüneburg und Magdeburg